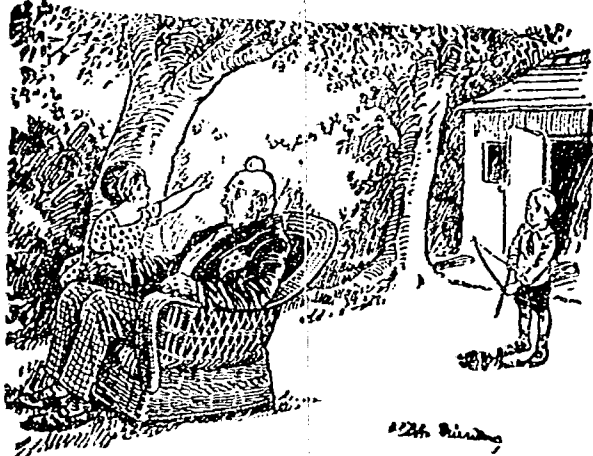


die vielfältigen Sorgen zu erweisen, der selbst mit einer eigenen — wenn auch vielleicht nicht hervorragenden — Mutterliebe diese Sorgen mitteilt und mitempfinden hat. Aber gib's schließlich ja zu jeder Jahreszeit, und muß hier und da eines auf die Schlichtbank kommen, so nimmt man es eben hin. Aber ein Fohlen bleibt immer etwas anderes, und ihm und seinem Gedeihen wird viel Mühe zuteil und muß es werden. — Neues Leben kommt auch in den Schaaf- und Ziegenstall, sofern man beim Wenden der Muttertiere die Winterstammung in Betracht gezogen hat, was ja aber wohl meist geschieht und auch am vorteilhaftesten in vielfacher Hinsicht ist. Im Schweinestall taucht neue Jugend noch zu Ende März und Anfang April auf, und bis dahin gilt alle Sorgfalt noch den trächtigen Schweinen (sauberer, nicht zu fatter Stall, reichliche, trockene Einstreu und entsprechende Fütterung).

Merke! Umstände bringen auch neues Leben in den Geflügelstall: die meisten Hühnerassen beginnen jetzt zu legen, manche auch schon — vor allem Cochins — zu brüten. Es folgen in Kürze Gänse und Enten (insbesondere die Rouenenten), und bei den Tauben ist die Sache schon im Gange. Bei allen diesen Haus- und Hofgeflügel muß jetzt all das Maß greifen, was für geordnete Nest- und Brutpflege, auch Ernährung der Stammtiere, unerlässlich ist.

Mit den allerfeinsten Haustieren, den Bienen, braucht man jetzt nicht viel Federlesens zu machen, sofern nicht schleunigst vergessene oder verbummelte Maßnahmen nachzuholen sind. Die bald beginnenden ersten Musflüge bringen über kurz oder lang wieder „Leben in die Bude“, d. h. in das Bienenhaus, und dann beginnt auch hier die vielfältige Arbeit und Mühe.

Nach Feierabend.



Theater im Hause.

„Bitte, bitte, ganz ruhig sitzen, Großpapa, Karlchen macht jetzt Wilhelm Tell.“

Hausfrau (zum Mädchen): „Ich bin mit Ihnen ganz zufrieden, nur eins muß ich beanstanden. Wie kommen Sie dazu, vier Wäuschen von sich auf einmal zur Wäsche zu geben, wo meine Tochter nur zwei zu waschen hat?“ — Mädchen: „Der Verlobte Ihrer Tochter ist Bankbeamter und meiner ist Schornsteinfeger.“

„Manu, so vergnügt?“ — „Ich komme vom Zahnarzt.“ — „Na, hör'n Sie mal, das ist aber kein Grund zum Lachen!“ — „Doch. Er war nicht zu Haus.“

„Ist das wahr, daß Ihr Sohn Medizin studiert?“ — „Ja.“ — „Na, so etwas. Das war so ein netter Bub, der keiner Fliege etwas zuleide tun konnte.“

Auflösung des Kreuzworträtsels:

Kreuzworträtsel: a) 1 Nett, 4 Mark, 7 Mer, 8 Ere, 10 Last, 12 Caro, 13 Alle, 14 Heim, 17 Paul, 20 Anna, 21 Lama, 22 Edgar, 23 Wase, 24 Reid; — b) 1 Ries, 2 Tier, 3 Ila, 4 Meiz, 5 Neal, 6 Kate, 9 Rosen, 11 Flaur, 14 Kolb, 15 Snee, 16 Mada, 17 Man, 18 Vore, 19 Sand.

Scherz und Ernst.

H. 72 verschiedene Kaffeemühlen. Gewiß: Kaffebohnen sind da, damit sie gemahlen werden. Deshalb jedoch ausgerechnet 72 verschiedene Typen von Kaffeemühlen vorhanden sein müssen, das leuchtet nicht recht ein. Dieser Zustand wird allerdings nur mehr noch eine Frage der Zeit sein, denn auch der Haushalt soll nun bald einer gründlichen Normung unterstellt werden, und zwar genau so gründlich, wie dies bereits in Amerika geschah. Dort z. B. hat man die 114 verschiedenen Sorten von Waschschüsselchen bereits auf 72 heruntergebracht, die Zahl der 49 verschiedenen Milchflaschen wurde auf 9 herabgesetzt, und an Stelle der früheren 87 verschiedenen Modelle von Sprungfederbetten kennt man heute nur noch vier Modelle. Wie notwendig auch in Deutschland eine durchgreifende Normung im Haushalte ist, bezeugt schlagend genug die Tatsache, daß man bei uns 285 verschiedene Formen und Größen von Herdplatten kennt. Auf dem Markt der gradkempigen Strohhüte waren bisher sage und schreibe 600 verschiedene Herstellungsarten gang und gäbe. Hier hat man bereits gründlich Wandel geschaffen. Heute gibt es nur noch zwanzig verschiedene Modelle.

H. Hochzeit am Fuße eines Leuchtturmes. Eine ungewöhnliche Trauungszeremonie wurde bei dem Leuchtturm von Plymouth vollzogen. Ein Motorboot verließ den Hafen von Plymouth und ging vor dem Leuchtturm vor Anker. An Bord befanden sich der norwegische Kapitän Konow, der, da er nicht im Besitz der von der britischen Behörde für die Eheschließung verlangten Papiere war, auf englischem Boden nicht getraut werden konnte, und seine Braut, die Engländerin Miss Neach. Die Trauung wurde bei hohem Seegang vollzogen, während Sturzwellen über das Boot brachen und über den Köpfen des Paares die Seemöven ein schrilles Hochzeitslied sangen.

H. „Wie idiotisch...“ Tristram Bernard erzählte, wie er einige Tage nach der Premiere eines seiner erfolgreichsten Stücke in das Theater kam, um sich vom Zuschauer aus von der Wirkung zu überzeugen. Er geriet neben einen kleinsten Mann, der finstler vor sich hinblinzelte und bei jeder Wendung, die besonders auf Publikumserfolg berechnet war, vor sich hinstimmelte: „Wie idiotisch!“. Der Autor vertug diese Nachbarschaft nicht lange, und beim zweiten Akt suchte er sich einen sehr freundlichen, sozialen Herrn zum Nachbarn aus. Bei jedem Wort, das von der Bühne fiel, freute sich sein Nachbar von ganzem Herzen und rief: vor Lachen geschüttelt: „Wie idiotisch!“.

H. Die Lebensdauer der modernen Füllfeder ist ganz außerordentlich hoch. Man hat Fälle festgestellt, daß Goldfedern bis zu 18 Jahren in Gebrauch waren. Das bedeutet für die Feder eine Leistung von etwa sieben Millionen Worten. Bei starkem Gebrauch kommt eine gewöhnliche Stahlfeder kaum sonderlich weit über eine Spanne von acht und zehn Tagen hinaus.

H. Das Buch des Karnevals. Einen überaus eigenartigen, echt mittelalterlichen Karnevalsbrauch kann man heute noch in Gorea bei Turin antreffen, wo der Karnevalsanzug noch heute genau so abgehalten wird wie im 18. Jahrhundert. Den Zug bilden zunächst junge Leute zu Pferde, gefolgt von einer großen Schar von Mäskern in türkischer, persischer und ägyptischer Tracht. Die Reiter tragen, ebenso wie es im Mittelalter Brauch war, an ihrem Degen Drangen aufgespießt. Und wie in längst vergangenen Tagen geht inmitten der lustigen Schar auch immer der „Sekretär“ des Festings mit, der in der Hand ein Buch, das „Buch des Karnevals“, trägt. Dieser Kodex enthält alle Geheime des Karnevals, wie sie in früheren Jahrhunderten aufgeschrieben worden sind. Das Buch wird im Rathaus aufbewahrt; alljährlich einmal kommt es zu Ehren und wird im Zuge mitgeführt.

H. Der Stunkpelz, für den unsere Damen eine besondere Vorliebe an den Tag legen, stammt vom Sittindach her. Die Heimat dieses Tieres sind die Vereinigten Staaten. Noch bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts fehlte die Möglichkeit, dem Pelz den unangenehmen Geruch zu nehmen. Infolgedessen war das Fell vollkommen wertlos. Neuerdings findet die Zubereitung des Sittindachses auf elektrischer Weise statt, um der Übelriechenden Wasse des Tieres zu entgehen.

Schwedter Familienblatt

Wöchentliche Unterhaltungsbeilage

zum Schwedter Tageblatt



Nummer 6

Sonnabend, den 11. Februar 1928

Die Erben des Grafen Reydts

(Fortsetzung.)

Wie ein Tiger im Käfig raste er im Atelier auf und ab. Er stieß an ein Bild an und warf es, im Horn darüber, wütend zu Boden.

Es war das Pastellgemälde von Alma. — Endlich legte sich seine Wut und begann einer ruhigeren Ueberlegung zu weichen. Hier, einsam im Atelier, war es zum Auswachen. Also hinaus — irgendwohin! Sich zerstreuen!

Im Treppenhause stieß er mit Wilhelm zusammen. „Wo willst du hin?“ fragte Wilhelm. „Spazieren gehen!“ „Unfinn — es regnet ja!“ „Höre mal — Graf Reydts hat nach dir gefragt.“

„Wer?“ „Graf Reydts. Er ist hiergewesen. Wollte dich sprechen. Er wohnt im Bahnhofshotel. Wenn du gleich mal dorthin gehen willst — ich darf dich vielleicht begleiten!“ Sie nahmen ein Auto und fuhren zum Bahnhofshotel. Vor dem Hotel sagte Leibesberger ganz plötzlich: „Ich möchte nicht weiter stören! Auf Wiedersehen!“ Und war verschwunden.

Wilhelm trat in die Halle ein. Der Portier grüßte freundlich. Der Maler sagte: „Ich möchte zum Grafen Reydts!“ „Bedauere — dieser Herr wohnt hier nicht!“ erwiderte der Portier.

Wilhelm sah ihn erstaunt an. Dann dachte er daran, daß sich sein Vetter möglicherweise noch Angermann nennen könne. Er fragte also nach Angermann.

„Zimmer 210, bitte sehr.“ Das Zimmer war fest verschlossen. Also sah sich Wilhelm gezwungen, zu warten. Er bat den Portier, ihn auf den Herrn aufmerksam zu machen.

Dann nahm er in der Vorhalle Platz, wo er den ganzen Verkehr überhauen konnte. Es war interessant, hier zu beobachten. Gäste kamen und gingen. Einige hatten mit dem Portier zu sprechen. Andere holten Post. Manche saßen, wie er, hier unten und warteten. Hin und wieder huschte ein Lilliboy oder der Hausknecht vorüber. Ein Ferkeljunges erschien und bot seine Blätter an. Wilhelm kaupte sich eins und blickte zerstreut hinein, doch ohne den Eingang aus dem Auge zu lassen. Bei dem Herrn, der hereintrat, fragte er sich: „Könnte das wohl mein Vetter sein?“

Plötzlich sprang er verwundert auf. In seinem Blick trat ein Leuchten, sein ganzes Wesen schien aufgeregter. Hastig schritt er auf einen Herrn zu, der eben die Halle betreten hatte.

„Luch dieser fuhr Überrascht zusammen. Dann streckte er Wilhelm die Hand entgegen.“

„Ja — Caslor — du!“ „Pollux! Schon hier in Zürich? Ich glaube dich noch in den Bergen! Uebermorgen ist erst der 17.“ „Ich habe hier was zu erledigen. Aber was treibst du hier?“

„Ich warte auf einen Herrn, der hier wohnen soll. Er ist nicht da, wird aber wohl noch kommen!“ „Das wollen wir hoffen. Wenn es dir recht ist, werde ich dir im Warten Gesellschaft leisten. Hier kann man den Eingang ja trefflich beobachten!“

„Das ist schon richtig. Aber ich kenne den Herrn noch nicht. Der Portier wollte mich auf ihn aufmerksam machen.“ „Dann komme doch ins Restaurant. Du kannst mit mir Abendessen, das heißt, soweit du nicht anderweitig verpflichtet bist.“

„Nein. Vorläufig nicht.“ „Ich wollte ja nachher eigentlich auch nochmal fortgehen, um einen Verwandten zu treffen. Leider ist er am Nachmittag nicht zu Hause gewesen. Ich frage aber am besten erst telephonisch an. Uebrigens mußt du mich rasch mal entschuldigen. Ich will nur eben auf's Zimmer gehn. Oder kommst du mit?“

„Wenn es dir recht ist!“ „Wir werden den Portier unterrichten!“ Er trat auf die Treppe dieses Gewaltsigen zu.

„Portier — dieser Herr geht mal eben mit mir hinauf. Wenn der Herr kommt, den er erwartet, schicken Sie bitte Bescheid!“

„Jawohl!“ erwiderte der Portier, der jetzt den Grafen, nach dem Wilhelm zuerst gefragt hatte, wieder im Kopfe hatte. — Die beiden Freunde sausten im Lift empor. Vor Zimmer 210 machte Pollux Halt. Wilhelm sah ihn betroffen an.

„Wohnst du hier nicht allein?“ fragte er. „Pollux, der den Schlüssel schon eingesteckt hatte, sagte: „wie?“

„Weil auf diesem Zimmer der Herr wohnen sollte, den ich hier treffen will!“ „Ah — Graf Reydts?“ erwiderte Pollux, wobei ihm plötzlich eine ganz seltsame Ahnung kam, „freilich — der wohnt auch hier!“

„Du sagtest aber doch eben —?“ „Was? — Also bitte, tritt erst einmal näher!“ Er hatte die Zimmertüre geöffnet. Sie traten ein.

„Aber da ist ja nur ein Bett!“ bemerkte Wilhelm. „Ja. In dem schläft der Graf natürlich.“ „Und du?“

„Auf dem Sofa.“ Wilhelm blickte ihn etwas befremdet an. Sollte Pollux etwa ein neu engagierter Diener des Grafen sein, der aus Platzmangel hier bei ihm schlafen mußte? „Sag mal!“ sprach Pollux wieder, „woher weißt du denn übrigens, daß der Graf hier ist? Was hast du mit ihm zu tun?“

„Er hatte mich heute nachmittag aufgesucht; ich war nicht zu Hause. Er hinterließ mir, er wohne hier!“ Pollux hielt sich am Ende des Bettes fest, wo er gerade stand. Seine Augen waren weit aufgerissen, Sekundenlang

starrte er Wilhelm an; es zuckte heftig um seinen Mund. Wilhelm blickte ihn geradezu ängstlich an. Was ging vor? Wöglich begann Volluz zu lachen so laut zu lachen, daß Wilhelm wirklich befürchten mußte, es sei ihm in seinem Kopf etwas zugefallen. Er wollte schon unauffällig den Ringelknopf zu ertönen suchen, als Volluz rasch seine Hand ergreift und sie wieder zurückzog.

„Nach keinem Anfinn, ich bin ganz normal, lieber Wilhelm! Mein lieber Wilhelm von Lindenhorst!“ Wilhelm, bei dem aller Spürsinn wieder glänzend versagte, bemerkte trocken:

„Du weißt also doch meinen Namen schon?“
„Ja. Und wenn du den meinen jetzt noch nicht erraten kannst, wenn du jetzt noch nichts merkst — aber mein lieber Vetter — ich bitte dich!“

Wilhelm, der eben noch etwas erwidern wollte und seinen Mund schon geöffnet hatte, vergaß ihn jetzt wieder zuzumachen. So bot er einen ungemein geistreichen Anblick dar, über den der Graf noch herzhafter lachen mußte.

Das war eine Freude und ein Sich-finden! Beide hätten keine schönere Ueberraschung erleben können. Die herzliche Zuneigung, die sie als Unbekannte schon für einander empfunden hatten, wurde durch dieses Erlebnis so sehr verstärkt, daß sie wirklich unzerstörliche Freunde wurden.

Benno bestellte, als sie im Restaurant angelangt waren, sofort eine Klischee Sekt.

„Ja freilich — ohne zu ahnen, daß wir gerade die Person vor uns hatten, von der wir sprachen. — Ich hörte übrigens heute — du sollst inzwischen an deine bisherigen Eltern geschrieben haben!“

„Ja Die alten Leuten hatten sich sicher schon aufgeregt. Doppelt groß mußte ihre Unruhe dadurch werden, daß sie nicht wußten, wie ich mich nunmehr gegen sie einstellen würde.“

„Darf man fragen, was du geschrieben hast —?“
„Bittet hier ist die Kopie meines Briefes.“

„Wie die Eltern! Das, was ich jetzt neuerdings alles über mich hören und lesen mußte, hat mich natürlich in jeder Weise sehr überrascht. Der plötzliche Tod meiner geliebten Braut indessen, der damit zusammenfiel, hat mich noch mehr erschüttert, so daß ich betäubt in die Berge floh, um mich dort zu sammeln. Mir war alles gleichgültig, — ja, ich spielte mit Selbstmordgedanken —“

„Erst in den Bergen bin ich wieder zu mir gekommen, wozu mir nicht wenig ein lieber Mensch verhalf, den ich dort kennen lernte. Wir haben Freundschaft geschlossen. Damit Ihr Euch nun weiterhin keine Sorgen macht, schreibe ich heute Vor allen Dingen möchte ich Euch versichern, daß ich auch in Zukunft innerlich stets Euer Sohn und Euch dankbar sein werde für alle Liebe und Güte, mit der Ihr mich ins Leben geleitet habt.“

„Alles Nähere mündlich. Ich werde noch einige Tage hier in dem schönen Schweizerlande bleiben, bevor ich mich um meine neuen Geschäfte kümmern kann. Dann aber lehr in Eure Arme zurück!“

„Wie werden die alten Leuten sich freuen!“ bemerkte Wilhelm, nachdem er das Blatt überflogen hatte. „Sie hatten sich ganz gewiß schon besorgt, du könntest ihnen doch böse sein.“

„Aber warum denn? Ich bitte dich! Sie waren stets gut zu mir, und das habe ich ihnen zu danken. Aber wir wollen einmal von praktischen Dingen sprechen. Allerdings bin ich selber kein großer Praktiker. Nun muß ich mich wohl oder übel doch mit solchen Fragen beschäftigen. — Wärest du bereit, mir mit Rat und Tat etwas zur Seite zu stehen? Oder fesselst dich hier Geschäfte?“

„Nein,“ entgegnete Wilhelm, „ich bin glücklicherweise mein eigener Herr. Gerade heute bin ich zu dem Entschluß gekommen, nicht länger mehr hier zu bleiben. Ich habe den Eindruck, meinem Freund Leibesberger zur Last zu fallen. Er hat eine Liebhaft — diese beginnt jetzt zwischen uns aufzuwachen.“

„D — das verstehe ich nur zu gut. — Na, im Prinzip also bist du nicht abgeneigt, mir bei der Regelung meiner neuen Verhältnisse beizustehen?“

„Im Gegenteil, Volluz — Verzettelung! Jetzt will ich doch lieber Benno sagen. Also: im Gegenteil, ich setze dir leberhart zur Verfügung.“

„Das sollst du natürlich nicht etwa umsonst tun —“

„Aber ich bitte dich!“
„Nein, nein, nein! Das werden wir völlig geschäftlich erledigen. Es soll mit unserer Verwandtschaft und unserer Freundschaft gar nichts zu schaffen haben.“

„Zunächst gedenke ich einige Tage nach Hause zu fahren. Dann will ich mir einmal die Villa anschauen, die mir der Graf — also mein Vater, hinterlassen hat. Du sollst mich auf diesen Reisen begleiten und meine geschäftlichen Dinge erledigen. Mir liegt das nun einmal nicht. Außerdem werde ich auch keine Zeit dazu haben.“

„Ja — wieso keine Zeit?“ fragte Wilhelm erstaunt.
„Nun, mein Beruf wird mich oft genug in die Ferne führen.“

„Dein — Beruf? Welcher Beruf denn?“
„Zum Ausdruck — ich bin doch Kryptovirtuose.“

„Ja — und da willst du etwa — — da willst du noch weiter —?“

Benno amüsierte sich über Wilhelms Erstaunen.
„Ja, was dachtest du denn? Ich würde mich auf meinen Grafen setzen, die Hände in den Schoß legen und den großen Herrn markieren? Mein lieber Wilhelm — das liegt mir nun einmal nicht. Mein Beruf ist mir alles. In ihm allein kann ich Vergessen finden. Vergessen des schweren Verlustes, den ich erleben erlitten habe; soweit man dabei von Vergessen überhaupt reden kann.“

Wilhelm blickte sehr nachdenklich in sein Glas von dessen Grunde die kleinen spritzigen Perlen nach oben stiegen.

„Ja — Donnerwetter — wenn er mal an sich selber dachte, konnte er das verstehen. Auch er würde es niemals fertig bringen, an seinem Berufe Verrat zu üben.“

„Im — hm —“ machte er nach längerer Pause „das ist eine andere Sache. Ich glaube freilich, du wirst manchem Kopfschütteln begegnen.“

„Was geht mich das Kopfschütteln anderer Leute an? In erster Linie bin ich doch Mensch und Künstler. Und dann erst Graf.“

„Eben das wird man ja nicht verstehen können.“
„Du auch nicht?“

„Doch — ich vollkommen. Ich diene ja auch der Kunst und denke darin wie du!“

Benno erhob freudig sein Glas. „Na also da sind wir doch einig, mein lieber Vetter — Aber nun sage mal — heftigst halt du etwas mehr Talent für das Geschäftliche, als ich armer Abgelehrter?“

„Ich will mich nicht selber loben. Aber es mag schon sein.“

„Also nun höre mal — du wirst mein Vermögensverwalter Einverständnis?“

„Das kann ich nicht.“
„Warum?“

„Nun — ich habe doch schließlich auch einen kleinen Nebenberuf.“

„Schadet nichts. Höre zu. Oder vielmehr: antworte mir, wenn ich bitten darf. Hast du in Gletwil ein gemüthliches eigenes Heim?“

„Nein. Ich wohne dort ziemlich primitiv. Das Atelier, das ich gemietet habe ist freilich ganz hübsch.“

„Gut. Also dann ziehst du in jene Villa, die ich jetzt übernehmen werde. Du kannst sie als dein Eigentum ansehen.“

Wilhelm blickte den Sprecher in maßlosem Staunen an.
„Ja — aber ich bitte dich —“ warf er ein. „wie kommt du dazu —?“

„Rede nicht. Die Sache ist abgemacht. In der Villa kannst du dir ein schönes Atelier einrichten lassen. Die Kosten hierfür trage ich Verstanden?“

Wilhelm war so erstaunt, daß er jetzt überhaupt nichts erwidern konnte.

„Mit einem Auto, das ich dir außerdem kaufen werde, kannst du die nächste Stadt in vierzig Minuten, die nächste Großstadt in zwei Stunden erreichen. Du bist also nicht von der Welt abgeschnitten. Außerdem stelle ich dir anheim, in der Großstadt auf meine Kosten ein zweites Atelier einzurichten.“

„Kommt noch mehr?“ ermunterte sich Wilhelm lachend zu fragen.

„Freilich. Das Wichtigste. Dein Gehalt. Darüber müssen wir nun auch noch einig werden.“

„Gehalt? Wofür?“
„Ei — für die Vermögensverwaltung. Ich schlage dir eine Kahrenrente von sechshundert Mark vor.“

feine Weiben, die man mit einigen Küpfeln Sultainen mischt und, gut mit Zucker bestreut, in eine Glasschale füllt. Man träufelt einen kleinen Eßlöffel Wein, Rum oder Bitter über die Speise und läßt sie erst mehrere Stunden durchweichen, bevor man sie mit kleinem Gebäck aufrägt.

Um Lederhandschuhe leicht auszubessern, verwendet man Handschuhleder in der Farbe der schadhaften und etwas flüssigen Klebstoff. Das Leder schneidet man in kreisrunden Stücken zu, die etwas größer sein müssen als das Loch am Finger. Dann wendet man den Handschuh nach links, steckt den Finger hinein und bestreicht die Ränder des Loches mit dem Klebstoff, danach die Zaden des Lederstückchens auf der rechten Seite. Nun legt man dieses so auf den Finger, daß die bestrichene Stelle den Schaden deckt. Die Zaden drückt man an, und mit dem Finger im Handschuh preßt man dagegen. Eine kleine Weile hält man so fest, bis das Lederstückchen angelockt ist, dann läßt man es vollkommen trocknen. Den Klebstoff darf man nur dünn auftragen, nicht über die Ränder hinaus, damit das neue Stück nicht verklebt wird.

Gleden aus Gobelinstoffen werden mit gebauener Magnesia und Benzol entfernt. Man macht daraus eine Paste, bestreicht damit die betreffenden Stellen, läßt sie einige Stunden darauf liegen und blüht den Stoff dann kläglich aus.

Felle an Rinderpletzzeug werden mit in Benzol durchtränktem Lappen strichweise abgerieben. Dann, noch naß, mit Krebse bestreut, in die Sonne gelegt und hierauf ausgeblüht.

Garten und Blumen.

... Vorbei ist's mit der „Ruh“ —

Für den Landwirt ist jedes Frühlingszeichen eine Mahnung, sich in den Geschäften des Hauses und Hofes zu tummeln, um zur Feldarbeit bereit zu sein, sobald mit ihr begonnen werden kann. Man beeile sich also mit der Vorbereitung des Ausdreschens und mache sich daran, das Saatgetreide für den Sommeranbau zu reinigen. Auch die Saattarsockeln sollen jetzt, wo man noch Zeit hat, ausgelesen werden. In wärmeren Tagen ist auch ein Plätschen der Mieten geboten; sie müssen aber abends wieder geschlossen werden, wenn Frost zu erwarten ist. Schöne Tage wird der Landmann auch benutzen, um seine Winterfrüchte zu beschäftigen, damit etwaige Schäden durch Auswinterung noch beseitigt werden können. Auf den Wiesen, die im Herbst gedüngt worden sind, ist der Dünger gleichmäßig zu verteilen, und auf dem Acker beginnt bereits die Tätigkeit, indem bei genügend abgetrocknetem Boden mit dem Pflügen derjenigen Felder begonnen werden kann, welche vor Winter nicht mehr tief genug gepflügt werden konnten. Auch Mist für die Hackfrüchte kann aufgebracht und eine Düngung der Hopfengärten vorgenommen werden.

Im Gemüsegarten ist oft genug die Fortsetzung der Bodenbearbeitung möglich, und warme sowie halbwarme Mistbeetkästen für Karotten, Radishesen, Salat, Kresse und Petersilie, ferner für Seglinge von Weißkohl, Rotkohl, Blumenkohl, Kohlrabi, Sellerie usw. können angelegt werden. Auf trockenen, schon einige Zeit vorbereiteten Beeten im Freien kann man bei offener und günstiger Witterung eine Aussaat von Karotten, Karchel, Spinat, Petersilie, allenfalls auch von frühen Zwergerbisen vornehmen, desgleichen Knoblauch, Pfefferwurzeln, Schafotten und Schnittlauch pflanzen. Gurken und Melonen werden auf Treibbänken gepflanzt, dazwischen oder auf besondere Treibbeete Kopfsalat, ferner Blumenkohl und Kohlrabi.

Nicht unbedeutliche Arbeit beginnt schon im Obstgarten. Zu beenden ist möglichst bald das Verfrühen und Auspflanzen der Hochstämme und auf Düngung zu sehen. Weiterhin wird der Schnitt der Johannis-, Stachel- und Himbeeren ausgeführt, und von den beiden erstgenannten Beerenobstarten werden Stecklinge gemacht. Neupflanzungen können beim Eintritt milder Witterung fortgesetzt werden. Keinen Aufschub gestatten nunmehr außer sonstigen Erdarbeiten das Graben der Baumlöcher und das Rigolen. Dasselbe gilt von den für die Frühjahrspflanzungen an allen im Vorhanden Keitern. Noch Schlußwörter auf

der Hande bemerkbar machen, werden dieselben durch Abblüpfen vertilgt. Das noch auf dem Lager vorhandene gerentete Obst muß fleißig überwacht werden, und faulende Früchte sind alsbald zu entfernen.

Eine unverhoffte Freude bringt der Blumen-garten, wenn eines schönen Tages die allerersten Frühlingsboten sich hervorzewagt haben, gewöhnlich die Schneeglöckchen. Nun fängt aber auch schon die Arbeit an: die Blumenzwiebeln sind bei milder Witterung abzudecken und nur leicht wieder zuzudecken; zu bald eingedeckene Pflanzen sind zu lockern. Für die Ausfälle von Astarten, Balsaminen, Goldlack, Fahnenkamm, Leokojen, Phlox usw. werden Mistbeete angelegt. In wärmeren Tagen können nicht verpflanzbare Blumen wie Mohn, Reseda, Nitterporren usw., im Freien an den Ort ihrer Bestimmung gebracht, d. h. gesät werden. Der mit Düng überlegte Zierrasen kann nunmehr abgeräumt und gegebenenfalls gewalzt werden, um die durch Wärmere aufgestoßenen Erdhäufchen zu entfernen; moosige Rasen werden mit Eisenrechen geharkt und mit Holzasche überstreut. Gehölzgruppen werden umgegraben und fehlende Gehölze durch Neupflanzung ergänzt. Da die meisten Lücken unter Bäumen oder in dichtem Gebüsch entstehen, nehme man nur harte, starke, schattenliebende Gehölze und schaffe den neu gepflanzten Gehölzen mehr Licht.

Gesundheitspflege

Bei Herzkranken wird das Herz durch Ueberladung des Magens außerordentlich angestrengt. Man sieht es den unglücklichen Menschen an, wie sie hochrot und selbst dunkelblau sich vom Tisch erheben. Sie fühlen sich matt, müde und schläfrig nach der Mahlzeit, klagen über Kopfschmerzen, eingenommenen Kopf und Schwindel; sie fühlen das dringende Bedürfnis, sich hinzulegen und stundenlang zu schlafen. Solche Menschen haben eben zu viel gegessen, und man kann ihnen nur den Rat geben, weniger zu essen, so wenig, daß sie weder rot noch blau im Gesicht werden, noch Kopfschmerzen bekommen, noch Neigung zum Schlafen empfinden. Dann wird sich auch das Herz klopfen mäßigen; sie werden nicht so kurzatmig sein und sich im ganzen wohler fühlen. Dabei brauchen die Herzkranken durchaus nicht zu hungern, sie können häufigere Mahlzeiten rauchen, etwa alle zwei bis drei Stunden. Ist der Magen der Herzkranken noch gesund, so vertragen sie alle Speisen. Vorsichtiger ist es allerdings, fetter und bläuhende Speisen nur in sehr geringer Menge zu genießen. Ist der Magen angegriffen, so sind sie gänzlich zu meiden.

Bei kleinen Kindern muß man der Magenpflege besondere Sorgfalt angedeihen lassen. Eine richtige Ansicht ist es, daß es schädlich sei, bei Säuglingen die Nügel zu schneiden. Natürlich bedarf es besonderer Vorsicht, mit den kleinen Gliedern umzugehen, und die Angst, sie verletzen zu können, hält vielleicht manche Mutter ab, überhaupt die Nügel zu schneiden. Es ist aber ganz falsch, die Nügel wachsen zu lassen. Die Kinder verletzen sich häufig das Gesicht mit Krabwunden, und da sich Schmutz unter den Nägeln sammelt, kann dieser in die Wunden gelangen und gefährliche Erkrankungen hervorrufen. Zum Abschneiden ist eine scharfe Schere zu benutzen; denn stumpfe Scheren verursachen ein Reißen des Nagels.

Die Mundhöhle birgt bekanntlich eine große Anzahl von Bakterien und bildet gewissermaßen die Eingangspforte für manche durch solche verursachte Krankheiten. Es ist deshalb notwendig, daß man die Mundhöhle regelmäßig mit desinfizierenden Mundwässern ausspült und die Zähne durch eine rationelle Zahnpflege instandhält.

Haustierzucht und -Pflege.

Neues Leben!

Für den Landwirt, vor allem für den, der in seinem Viehstall die eigentliche Grundlage seines Vermögens sieht, beginnt die Zeit der Freude, aber auch des Hoffens und Bangens. Vom kostbaren Tier der Wirtschaft, dem Pferd, erwartet er jetzt den Nachwuchs, und nur der Verma all

Herd und Scholle

Das Reich der Frau.

Auf den ersten Blick mag die Behauptung etwas gewagt erscheinen, daß Mädchen viel früher Geld verdienen als Knaben, und doch ist es so, man gibt sich nur darüber gewöhnlich keine Rechenschaft. Wenn der Junge aus der Schule kommt und sich mit den Hausaufgaben recht und schlecht abgefunden hat, so wendet er sich im übrigen der traditionellen Obliegenheit, allerlei Dummejungenstreiche zu machen und im ganzen Hause das Oberste zuunterst zu kehren. Die Mädchen verstehen das allerdings auch aus dem Effeff, allerlei Allotria zu treiben und den Jungen in solchem tollen Eum erhebliche Konkurrenz zu machen, aber sie wissen daneben der Mama auch durch allerlei kleine häusliche Handlangerdienste zu helfen und sich nützlich zu machen und kommen so weit eher in die Lage, geldwerte Dienstleistungen aufzuweisen als die Knaben, die höchstens ein paar heilige Kartenblätter verdienen.

Das macht sich nun bei der Anhäufung des Erziehungskapitals nicht unwesentlich geltend. Man hat Berechnungen über die Erziehungskosten von Knaben und Mädchen angestellt, und zwar bis zur Beendigung der Lernperiode, also bis zum Eintritt in die Arbeitsperiode, wobei man den Zinszuschlag mit in Rechnung stellte, das heißt: die Zinsen der Aufwendungen sowie die Zinseszinsen wurden bis zu jenem Zeitpunkt zum Erziehungskapital hinzugerechnet, aber bei Mädchen wegen deren Mithilfe im Haushalt nur bis zum zehnten Lebensjahre.

Während also die Kosten der Knaben bis zum Abschluß der Lernperiode durch die Zinsen fortgesetzt erhöht werden, kommen die Mädchen durch ihre hausmagdlichen Handreichungen und Hilfsdienstleistungen im Hause in die Lage, die Zinsen ihrer Erziehungs- und Ausbildungskosten von dem zehnten Lebensjahre ab selbst zu verdienen.

Denn wenn auch naturgemäß diese kleinen Arbeiten für gewöhnlich nur sehr geringfügig und unbedeutend sind, so stellen sie doch nach dem Grundsatze, daß jede Arbeit ihres Lohnes wert ist, eine geldwerte Leistung dar. Um nun den Geldwert dieser Leistungen ziffermäßig festzustellen, hat man die Handreichungen der kleinen Hausdöchter, die sie im Laufe des Tages verrichten, rechnerisch zusammengezogen, und es stellte sich dabei heraus, daß die Leistungen herausgewachsener Mädchen im Hause, wenn sie nach Art von Zuhörerinnen entsprechend bezahlt und entlohnt werden müßten, im Jahre gar nicht unerhebliche Kosten verursachen würden, und daß die Ersparnisse durch Wegfall dieser Entschädigungen den Haushalt tatsächlich billiger machten.

Man hat für Mädchen im Alter von zehn bis zwölf Jahren eine durchschnittliche Gesamtarbeitszeit im Haushalt von zwei Stunden täglich angenommen und die Entlohnung auf zehn Pfennig für die Stunde bemessen. Das ist freilich nicht allzu viel, aber dafür ist die Arbeitszeit von zwei Stunden wohl reichlich genug ausgedehnt. Auf diese Weise ergibt sich ein Jahresverdienst von nicht ganz achtzig Mark.

Kommt sie in das Alter von über zwölf Jahren, so werden ihr bis zum fünfzehnten Lebensjahre schon drei Stunden täglicher Arbeitszeit im Haushalt angerechnet und dann sogar mit fünfzehn Pfennig pro Stunde gutgeschrieben, und so erreicht der finanzielle Arbeitswert ihrer Leistungen in diesem Altersabschnitt bereits über hundertfünfzig Mark.

Später, wenn die Hausdöchter der Schule entwachsen sind, steigert sich die Zeit ihrer Mithilfe in der Wirtschaft noch mehr und ebenso der Wert dieser Hilfe. Nimmt man für dieses Alter eine durchschnittliche Arbeitszeit von täglich vier Stunden an und bewertet sie mit dem gewöhnlich nicht zu hoch angenommenen Entlohnungssatze von zwanzig Pfennig die Stunde, so macht das einen Jahresverdienst von fast dreihundert Mark aus.

Küche und Haus.

Gebadenes Kaninchen. Man kann sowohl zahme wie das Wildkaninchen baden. Zu diesem Zweck schneidet man das Fleisch in ansehnliche Stücke, wobei man die vom Körper abgelösten Läufe am Fuß etwas kürzt, die gestülpten Schenkel quer zweimal durchschneidet, die gespaltene Brust halbirt, den Rücken in vier bis fünf Teile zerlegt und den Hals, von dem man den Kopf trennt, ganz läßt. Das nach Anweisung der vorstehenden Kochvorschrift abgewellte Fleisch wird auf einem Tuch getrocknet und sofort 6 bis 8 Stunden in einer zugedeckten Schüssel mit Salz, Pfeffer, Zwiebelscheiben, einigen Petersilienzweigen, einem Spritzer Maggigrün, zwei Eßlöffeln voll Salatöl und dem Saft einer Zitrone gebeizt. Es empfiehlt sich, die Teile während dieser Zeit hin und wieder zu wenden. Das dann von den Würstzutatzen befreite Kaninchen brätet man durch Mehl, geschlagenes Ei und helle Semmelbröseln ein und bäckt es im rauchenden Schweineschmalz schwimmend goldgelb. Man entzittert das Fleisch auf einem Fleischpapier oder einem Tuch und bedudert es vor dem Anrichten mit feinstem Salz. Man ordnet das Fleisch auf ein gefaltetes Mundtuch oder Zierpapier und umlegt es mit Petersilie und Zitronenschnitten. Als Beisagen sind Gemüse oder Salat und gesondert braune Butter bzw. Margarine oder auch Kartoffeln und Tomaten- oder Sardellensoße zu empfehlen. Kräuter-Delikatessen ist gleichfalls schmackhaft.

Ungarisches Rinds-Gulasch oder Pfeffersteck. Für vier bis sechs Personen schneidet man zwei Pfund nicht zu mageres Schensfleisch in wahnsgroße Würfel und vermischt diese mit einem Pfund dünne Zwiebelscheiben, Salz und einem halben Eßlöffel voll ehlen milden Rosenpaprika. Hierauf gibt man das Fleisch in einen Topf, füllt eben deckendes Wasser zu und dünntet den Inhalt verschlossen und langsam, bis sich am Gefäßboden ein klarer Dampfschlag zeigt. Man muß das Fleisch von Anfang an sorgfältig beobachten und zur Vermeidung des Ansehens manchmal leicht umrühren. Dann gießt man wieder die gleiche Wassermenge nach, schmort das Fleisch weiter, verteilt, wenn die Fleischwürfel reichlich halb weich sind, ein Pfund rohe dicke Kartoffelscheiben auf das Fleisch, das man nun zugedeckt, ohne es zu rühren, fertig macht. Die Kartoffeln müssen oben auf dem Fleisch gar werden und in ihrer Form bleiben. Man darf daher nicht umrühren, sondern höchstens leise schütteln. Beim Anrichten schüttelt man das Pfeffersteck, das jetzt wenig, aber feuerrotten Dampfschlag aufweist, in eine tiefe Schüssel. Alle anderen Zutaten, die man so häufig im Gulasch bemerkt, zwa Beispiel Tomaten, Kummel, Lorbeerblatt, Nelken, Majoran, Thymian, Zitronenschale, gehören nicht hinein.

Kalter Reis mit Sahne. 125 Gr. Reis waschen und brühen, mit knapp 1/2 Liter Milch, Zucker nach Geschmack, 1 Pflaume Salz körtig gardünsten. 5 Blatt aufgelöste Gelatine unterrühren und nach Erkalten 1/2 Liter Schlagrahm oder von 1 Eiweiß steifen Schnee unterziehen. Mit Früchten oder Fruchtstücken reichen.

Apfelsinenreis. In leichtem Zuckersaft, dem man den ausgepreßten Saft von einigen Apfelsinen zusetzt, kocht man Reis fünf Minuten an und stellt ihn dann in eine Kochstille, in der er in einer Stunde dick und weich ausquillt. Dann würzt man ihn mit etwas abgeriebener Apfelsinenschale, gibt ein Glas Apfelsinensaft daran und stellt ihn an eine heiße Herdplatte, bis der Reis den Wein aufgesogen hat. Man mischt drei Blatt weiße aufgelöste Gelatine und reichlich Kleingeschüttelte, gezuckerte Apfelsinenstücke, die abtropfen müssen, durch. Der Reis wird in eine kalt umspülte Form gefüllt, nach dem Erkalten gekürzt und mit dem Apfelsinensaft, der abtropfte, mit etwas Apfelsinensaft vermischt und einem Pflaume Mondamin bländig gekocht wurde, beim Anrichten überzogen.

Süßer Apfelsinensaft. Man nimmt Apfelsinen und Wasser zu gleichen Teilen, schält sie und kocht sie in

„Jetzt schlägt's aber dreizehn!“
„Was? Ist's dir zu wenig? Dann sagen wir also —“
„Halt — höre jetzt bitte auf. Ich muß mich erst einmal besinnen, was überhaupt los ist. Also — die Vermögensverwaltung würde ich höchstens ehrenamtlich übernehmen.“
„Du bist verrückt! Ehrenamtlich! Du wirst dich noch wundern, was das für eine Arbeit ist. Und jede Arbeit ist ihres Lohnes wert.“

„Also — wenn du darauf bestehst — sagen wir hundert Mark monatlich!“

„Nein, lieber Wilhelm. Es bleibt bei dem, was ich sagte. Soweit wären wir einig. Ja?“

„Und das mit der Villa — dem Auto — den Metiers — das ist dein Ernst?“

„Aber natürlich! Warum denn nicht? Ich werde in Regensburg meinen Wohnsitz behalten und dort ein Häuschen bauen oder kaufen.“

„Nein, mein Lieber. Das kann ich nicht annehmen.“

„Warum nicht?“

„Weil ich nicht weiß, wie ich das wieder gut machen sollte!“

„Nun rede nicht. Wir sind Freunde. Noch mehr: wir sind Vettern. Du hast eine große Enttäuschung erlitten, als du neulich erfahren mußt, daß dir durch mich die Erbschaft wieder entgehen mußte. Also sollst du entschädigt werden.“

„Nein! Du beschämst mich, Benno!“

„Kein Wort mehr darüber. Die Sache ist abgemacht. Ja oder nein?“

„Also — ja!“

Der alte Angermann war vor Freude ganz außer sich, als er Bennos Schreiben erhalten hatte.

„Siehst du, Alte, ich habe doch recht gehabt!“ sagte er zu Frau Erna, das Blatt in der Rechten schwenkend. „er leidet! Und er hat uns verzeihen! Verzeihen! Dies nur, wie freundlich und lieb er schreibt. Ich habe ja immer gesagt: unter Benno wird uns niemals verleugnen.“

Frau Angermann, die noch immer sehr hinfällig war, lag auf ein Sofa gebettet und blickte mit strahlenden Augen auf ihren Mann.

„Also wirklich — — wirklich!“ murmelte sie, „o — unser guter Junge! Ich liebe ihn so, als ob ich ihn selber geboren hätte.“

„Ja, er ist wirklich ein guter, bescheidener und zufriedener Mensch geworden!“ erwiderte Angermann. „auch mit ihm ist es so, als ob er unser liebhabtiger Sohn sei.“

Franz, der Schauspieler, hatte auch geschrieben aus München. Er werde demnächst für einige Tage nach Hause kommen. Das Glück seines „Bruders“ erkannte er neidlos an und brachte die Hoffnung zum Ausdruck ihm bald persönlich seinen Glückwunsch übermitteln zu können.

Es herrschte von je ein harmonisches Leben bei Angermanns. Frieden und Eintracht atmete dieses Haus, das niemals groß und bedeutend, aber stets die Heimat und Sehnsucht der Söhne war.

Einige Tage nach jenem Brief sandte Benno ein Telegramm: „Komme übermorgen. Bitte sehr um Geheimhaltung!“

Die beiden Alten waren aus Rand und Band. Es wurde ihnen nicht leicht Bennos Wunsch zu willfahren: denn täglich belagerten sie Besuch übergenug, der sich nach Benno erkundigte. Alles fragte ob er nicht in die Heimat komme.

Das stille Haus des Künstlers wimmelte plötzlich von Fremden, die man zum Teil schon vergessen hatte. Zum interessantesten Mittelpunkt eines ganzen Stadtviertels wurde es. Die beiden Alten konnten sich kaum des Andranges erwehren. Besonders die Herren Berichterstatter verschiedener Zeitungen gaben nicht eher Ruhe als bis sie die guten Angermanns mit ihren Fragen wie Zitronen ausgepreßt hatten.

Schließlich mußte man wohl oder übel zu einer listigen Zusage nehmen. Man ließ sich, wurde es einmal zu bunt, verleugnen.

Benno hatte schon recht, wenn er dringend Geheimhaltung wünschte. Wäre sein Kommen bekannt geworden — man hätte das Haus gestürmt.

Über die „Eltern“ verriet nichts. Sie liebten die Freunde im Angewissen. Ja — die Erfüllung seines ausdrücklichen Wunsches — das war das Wenigste, was er verlangen konnte — er, dem gegenüber sie sich nun doch etwas schuldig fühlten. —

Benno kam also an, ohne daß jemand außer den Alten auch nur eine Ahnung hatte. Aber er kam nicht allein. Er brachte noch einen anderen jungen Mann mit — seinen Vetter Wilhelm von Lindenhorst.

Ganz plötzlich trat er des Abends in die trauliche Stube ein, wo seine „Eltern“ des Abends im Obwohler sie ihn lange erwartet hatten, waren sie doch überrascht.

Angermann eilte den beiden mit ausgestreckten Armen entgegen.

„Mein lieber Herr Graf!“ sagte er mit bebender Stimme. „mein lieber, guter Herr Graf!“

Benno lachte so laut, daß es dröhnte. Er legte dem Alten die Hand auf die Schulter und sagte:

„Vater — du willst mich wohl kochen? Nach bitte keinen Anstich — ich habe dir längst geschrieben, daß ich für euch stets der Alte bleibe. Genau wie Ihr für mich auch. — Und dies hier — er zeigte auf Wilhelm — dies ist mein Vetter Wilhelm von Lindenhorst. Da muß ich euch gleich erzählen, wie wir uns kennen lernten. Erst aber muß noch die Mutter ihren Willkommenslaß haben.“

Er eilte vergnügt auf die Alte zu, die sich mühsam von einem Sessel erhoben hatte, umarmte sie herzlich und küßte ihr beide Wangen.

Jetzt erst erzählte er, Angermann holte den besten Wein, den er im Keller hatte, und alles gruppierte sich um den Tisch in der Mitte der Stube, während Frau Angermann einem alten, etwas hinkenden Mädchen rasch noch Anweisungen für das Essen gab.

Es wurde ein Abend des Frohstimmes und unbeschreiblicher Freude, ein wahres Fest, wie es selten so schön gelingt, selbst wenn man es noch so sehr vorbereitet.

Benno erzählte und schilberte keine Eindrücke, die er bei den ersten Berichten von seiner Entdeckung gewonnen hatte. Er stellte alles so schlicht und trotzdem so anschaulich dar, daß man ihm den Schmerz um die Braut richtig nachfühlen konnte. Frau Angermann jahte nach seiner Hand, als er hier von sprach. Tränen rollten ihr über die Wangen.

Benno dies merkend, kam gleich auf andere Dinge zu sprechen. Besondere Freude schien ihm selber der Bericht über sein sonderbares Zusammentreffen mit Wilhelm von Lindenhorst zu bereiten.

Blöcklich schweifte er ab und fragte:

„Habt Ihr übrigens schon mit einem Architekten gesprochen?“

Die beiden Alten blickten ihn ganz verdutzt an.

„Ja, wie denn? Mit einem Architekten? Wir? Und worüber?“ fragte ihn Angermann.

Benno hatte schmunzelnd sein Glas erhoben, führte es an den Mund, tat einen tiefen Schluck und erwiderte:

„Ei nun — — wegen des Häuschens, das ich euch bauen werde!“

Frau Angermann stieß einen Ruf des Erstaunens aus, während ihr Mann den Pflegerohn wie ein Wunder betrachtete.

„Macht nicht so große Augen!“ fuhr Benno fort. „Wir haben doch neulich den Fall schon besprochen. Wißt Ihr denn das nicht mehr?“ Er drohte schelmisch dem alten Herrn mit dem Finger. „Jetzt weiß ich auch, liebes Väterchen, was das mit den Annahmen auf sich hatte!“

Tatsächlich wurde von Benno am nächsten Tage bereits ein Architekt bestellt. Er mußte gleich Pläne entwerfen. Der alte Angermann stand dabei wie ein Träumender. Seine Frau murmelte immerzu: „Ach, der gute Junge! Der gute Junge!“

Wilhelm und Benno lebten sich jeden Tag inniger zu einander ein. Benno wollte noch so lange in Regensburg bleiben, bis sein ehemaliger Bruder kam. Er schien es als seine Aufgabe zu betrachten, andere zu überraschen und ihnen Freude zu machen.

Und Franz erschien ein unterrichteter, schlichter, 18jähriger junger Mann, der trotz seiner großen Jugend schon auf eigenen Füßen zu stehen gewohnt war. Er hatte die besten Aussichten, in seiner schauspielerischen Laufbahn vorwärts zu kommen.

Etwas befangen streckte er Benno die Hand hin, als sie sich auf dem Bahnhof begegneten. Aber sein Blick war gerade und offen in den seines Pflegebruders gerichtet.

„Du hier?“ fragte er, froh überrascht, denn es war ihm von Bennos Anwesenheit bei den Eltern noch nichts bekannt, „also ich gratuliere dir auch recht schon! Donnerwetter — mein Bruder ein richtiggehender Graf! Das hätte ich mir niemals träumen lassen!“

Sie schritten zusammen dem Hause der Eltern zu. Beide hatten sich viel zu erzählen. Von Zeit zu Zeit ließ Franz einen Blick über Benno gleiten, als müsse der jetzt ein anderes Wesen geworden sein. Aber gar nichts schien sich an ihm verändert zu haben. —

Als Benno das Haustor geöffnet hatte, fiel Franzens Blick auf ein funkelnagelneues Motorrad, das dicht vor ihnen im Eingang stand.

„Das ist wohl dein?“ fragte Franz, Benno wieder verstoßen betrachtend.

„Nein?“ Mein, aber dein, mein Fränzchen!“ bemerkte Benno ganz seelenruhig, „du hast dir doch immer schon solch ein Ding gewünscht. Ich schick dich glücklich, dir diesen Wunsch nun erfüllen zu können!“

Franz wußte erst nicht, was er antworten sollte. Dann packte er Bennos Hand und drückte sie voll Freude, und gar so fest, daß dieser fast aufschreien mußte. —

Zwei Tage später fuhr Benno mit Wilhelm fort. Er hatte sich einen Plan gemacht, der wiederum manche Ueber- raschung erwarten ließ.

Benno gedachte nämlich vorläufig unbekannt zu bleiben. Er wollte zunächst einmal seinem anderen Vetter, dem Oberlehrer Max Liebegast, einen Besuch abstatten.

Die Reise, die ziemlich weit war, gedachte man dadurch zu kürzen, daß man die Flugpost benutzte. Und so geschah's.

Wilhelm von Lindenhorst war zu taktvoll, um Benno etwas Näheres über seinen Zwist mit Liebegast zu verraten. Mochte der Graf sich diese Pflanze nur selber betrachten! Kam er infognito, so war ja genügend begründete Aus- sichts vorhanden, daß er den Oberlehrer von seiner richtigen Seite sah.

Wilhelm hatte nur kurz gesagt: „Erlaß es mir bitte, mit dir zusammen Liebegast aufzusuchen. Wir verstehen uns nämlich nicht. Das wirst du vielleicht auch begreifen, wenn du ihn kennen lernst!“

„Was denkst du denn, wie ich mich bei ihm einführen soll?“ fragte Benno, „ich möchte mich doch nicht gleich zu er- kennen geben!“

„Am besten, du spielst irgend eine neutrale Person, für die er sich aber auf Grund der Sache interessieren muß.“

„Um — — und was meinst du da?“

„Stelle dich ihm als Beamter vor, der in Sachen des Grafen Rendst Verschiedenes feststellen möchte.“

„Gut. Sehr gut. Ja — das werde ich machen!“

„Ich warte dann im Hotel auf dich!“

(Fortsetzung folgt.)

Um das Große Los.

Sonderbare Launen der Glücksgöttin. — Ziffern, die noch nie mit Haupttreffern gezogen wurden.

Wieder warten ungezählte Millionen von Spielern auf das große Wunder, daß ihnen die Glücksgöttin auf dem Haupttreffer der Preussisch-Süddeutschen Klassenlotterie zukommen läßt. Anders als ein großes Wunder kann man diesen schönen Traum wohl kaum bezeichnen, denn wenn man das ausgesuchte Glück hat, von 875 000 verschiedenen Losnummern tatsächlich die eine, die rich- tige Glückszahl zu besitzen, dann ist das ein Zu- fall sondergleichen.

Von der Preussisch-Süddeutschen Klassenlotterie, deren Geschichte auf das Jahr 1794 zurückreicht, sind bisher im ganzen 255 Lotterien zur Auspielung ge- bracht worden. Außerdem hat in der Inflationszeit noch eine wertbeständige Lotterie stattgefunden, die man nicht mitgezählt hat. In der ganzen Geschichte der Preussisch-Süddeutschen Klassenlotterie hat sich bis heute nur ein einziges Mal der Fall wiederholt, daß das Große Los auf eine bereits früher einmal mit dem Haupttreffer bedachte Nummer fiel. Diese Num- mer war 39 093, die, wie man sieht, sogar noch eine harmonisch aufgebaute Zahlengruppe ist. Uebrigens fiel bei der letzten Hauptziehung auf die ähnlich ge- staltete Nummer 39793 die Prämie im Betrage von 500 000 Mark. Hierdurch sind jedoch die Merkwürdig- keiten der Lotterie-Haupttreffer bei der Preussisch-Süd- deutschen Klassenlotterie noch bei weitem nicht er- schöpft. Es gibt noch eine ganze Reihe solcher etren-

artig gestalteten Zahlengruppen. Hier sind besonders zu nennen die Nummern: 65955, 62326, 18781, 5656, 2828 und ähnliche.

Untersucht man die Frage, mit welcher Häufigkeit bisher die drei letzten Ziffern einer Losnummer bei den großen Gewinnen in Erscheinung traten, dann ergibt sich folgendes interessante Bild:

Beste Ziffer: 3 5 4 9 8 7 8 1 0 2
Vorletzte Ziffer: 4 9 2 3 8 5 7 8 0 1
Drittletzte Ziffer: 0 1 6 7 9 2 4 8 5 3

Das Sonderbarste an dieser Zusammenstellung ist, daß die heilige 3 als letzte Ziffer am häufigsten Aus- sicht hat, gezogen zu werden, als zweitletzte Ziffer rückt sie aber bereits an die vierte Stelle, um als drittletzte Ziffer dann an die am wenigsten aussichts- reiche Stelle zu kommen. Als aussichtsreichste Zahlen- glieder ergeben sich nach diesen Ermittlungen also die drei Gruppen 034, 195 und 624. Doch auch da wieder zeigt sich überaus offenkundig die außerordent- liche Launenhaftigkeit Fortunae, denn die obige aus den Gesamtergebnissen der Gewinnlisten ermittelten Feststellungen treffen auf die Haupttreffer an sich fast überhaupt nicht zu. Die Zahlengruppe 195 ist bei den bisherigen 259 Haupttreffern nur ein einziges Mal in Erscheinung getreten, nämlich bei dem mit einem Hauptgewinn bedachten Los 42 195.

Von den zweiziffrigen Endungen ist bis heute bei den Haupttreffern am meisten die Zahl 88 her- vorgetreten, und zwar im ganzen neun Mal. Als ein- ziffrige Endungen kommen dann der Reihe nach 31, 46 und 73. Eine weitere besondere Merkwürdigkeit ist, daß bei Haupttreffern bisher Losnummern mit den Zifferendungen 04, 02, 12, 13, 14 und 91 über- haupt noch nicht die Günst Fortunae gefunden haben. Dabei bleibt es besonders auffallend, daß ausgerech- net die drei aufeinanderfolgenden Ziffernendungen 12, 13 und 14 bisher geflissentlich bei Hauptgewinnen übergegangen wurden.

Wlettlich werden sie bei der neuen Ziehung, die jetzt im Gange ist, besondere Berücksichtigung finden, denn bei der ewigen Wiederkehr von unerwarteten Zufälligkeiten wäre es nicht ausgeschlossen, daß diese Ziffernendungen diesmal besonderes Glück haben.

Die seidene Schnur.

Der Schrecken der Selbsthürigung in China.

Neuerdings ist durch die Marschälle in China die seidene Schnur, die man bereits vor mehr als fünf- zehn Jahren abgeschafft hatte, wieder eingeführt wor- den, — die seidene Schnur, die das Prädicat „be- rühmte“ verdient.

Die Einrichtung der seidenen Schnur ist mit dem Brauche verbunden, daß an hohen Beamten und Offi- zieren, die irgend ein Marschall zum Tode verurteilt, das Urteil nicht auf die sonst übliche Weise vollstreckt wird. Man schießt ihnen vielmehr die seidene Schnur, um sich damit selber hinzurichten. Schon im Bestande der Mandchu-Kaiser galt die seidene Schnur als der entsetzlichste Schrecken Chinas. Es mußte schon zu dieser Zeit jeder Chinese von Ruf und Ansehen mit der Möglichkeit rechnen, daß ihm eines schönen Tages von einem Eunuchen unter den erdenklichsten Lebens- währlichkeiten die seidene Schnur übergeben wurde, ohne daß irgendwie der Zweck der Schnur angedeutet wurde. Niemand hätte jemand gewagt, auch nur im entferntesten Widerspruch gegen die Ueberreichung der selbe- nen Schnur zu erheben.

War die Ueberreichung der seidenen Schnur er- folgt, dann konnte man mit unbedingter Sicherheit damit rechnen, daß bereits am nächsten Tage der Eunuche in der Wohnung des Verurteilten ersahen, um Erlundigungen über das „Wohlbefinden“ des Herrn einzuziehen. Wehe, wenn dann nicht die An- gehörigen des Verurteilten die Versicherung abgeben konnten, daß der Empfänger der seidenen Schnur voll- kommen nach dem Willen des Herrn gelebt habe. Auf

das Wort „habe“ war ganz besonderer Nachdruck zu legen, um zum Ausdruck zu bringen, daß der Emp- fänger der Schnur das irdische Jammerthal bereits ver- lassen hatte. Sobald darauf wurde durch Spione ermittelt, ob die Angaben auch tatsächlich der Wahrheit entsprachen. War das nicht der Fall, dann erfolgte ein sofortiger Ueberfall auf das Haus. Man schleppte den Hausherrn in den Kerker und beschlagnahmte sein Gut und Gut.

War der zu Tode Verurteilte ein besonderer Günstling, dann wurde an Stelle der seidenen Schnur eine Opiumpille überbracht. Selbst Persönlichkeiten der höchsten Kreise waren vor dem Schicksal der Selbsthin- richtung nicht sicher. So z. B. wurde seinerzeit dem noch jungen Kaiser Quang-si von einem Eunuchen die seidene Schnur zusammen mit einer Opiumpille über- geben, damit er die Wahl zwischen den beiden Todes- arten treffe. Die Ueberreichung des Symbols der Selbsthürigung war von der Kaiserin selber veranlaßt worden, da sie den Tod nahen fühlte und verhindern wollte, daß der junge Kaiser nach ihrem Ableben selb- sttätige Reformen einführe.

Deutschland — Westindien.

Die Verkehrsbeziehungen, welche die Hamburg- Amerika-Linie seit Jahrzehnten in intensiver Weise von Hamburg aus nach westindischen Häfen pflegt, er- fahren in diesem Jahre wiederum eine bedeutende Ver- besserung. Gegenwärtig sind für die genannte Rec- deret auf deutschen Werften zwei Passagier- und Fracht- motorschiffe „Drinoco“ und „Magdalena“ in Bau, die nach den großen südamerikanischen Strömen Rio Ori- noco und Rio Magdalena benannt sind und in den nächsten Monaten in Dienst gestellt werden.



Das neue Passagier- und Frachtmotorschiff „Drinoco“ der Hamburg-Amerika-Linie.

Damit wird einem Verkehrsbedürfnis Rechnung getragen, das besonders in den letzten Jahren sowohl in heimischen als auch in westindischen Handelskreisen, nicht minder aber auch von denjenigen Reisefreudigen stets stärker empfunden wurde, welche die westindischen Länder als dankbares Reise- und Touristenziel schät- zen. Ein deutliches Zeichen, welches Interesse die Re- gierung von Venezuela der Fertigstellung dieser Schiffe entgegenbringt, ist die Tatsache, daß zum Stapellauf der „Drinoco“, der am 7. Februar erfolgte, der Ge- sandte von Venezuela, Excellenz Dr. Eduardo J. Dagnino, mit einem Stab von Mitarbeitern und Freun- den erschien, und daß die „Drinoco“ ihre Taufe durch die Tochter des Gesandten erfuhre.

M. S. „Drinoco“, wie auch dessen gleichfalls noch in Bau befindliches Schwesterschiff „Magdalena“, wird nach seiner Fertigstellung einen Raumgehalt von 9000 Bruttoregistertonnen und eine Stundengeschwindigkeit von 15 Seemeilen besitzen. Konstruktion und Ausrü- stung des Schiffes gewährleisten ruhige Fahrt und höchste Sicherheit. Auf dem Motorschiff „Drinoco“, das am 21. April dieses Jahres seine erste Ausreise von Hamburg nach Westindien antreten wird, finden in der ersten Klasse 140 Passagiere, in der Mittelklasse 100 und in der dritten Klasse ebenfalls 100 Passagiere Platz.

Plattdütsch Eck.

Lumpenföhrer.

Lumpenföhrer? Wer kennt de hüt noch? — Keen Mensch mehr! De sind vont Stroten verschwunnen. Un doch sind se een schön Stück ut unse Jugendtieb.

De Lumpenföhrer sind sunne ganz quoben Handelsstüb jewest. De tredten eenen quoben Handwogen dösch de Stroten un holten de Lumpen, de in de Häuser sich ansammelt haren. Se kemen aber nich in de Häuser rin, — na, se stauten up een helle Fäkt, un denn wühten alle Lüd, dat de Lumpen- föhreer dor is. Denn wühten kohopst, wat sich funt, un dat hendrogt. Dor jew et denn een ganz sütt Gnn Mann dörs örreer een bäten Ewern, örreer een poor Knöpnodel, örreer Wiler, wunnerschön bunt, von Justav Kühn in Neucuppin, örreer Bongbongs — un dat wer dat allerhöschst.

Dij Bongbongs, de schmeden mi hüt noch schön! . . . Wenn wi den Lumpenföhreer stauten hörten, denn wühten rasch Mutter's Flickenst nochsehn, ob nisch drin wer. Mutter hülp uns am leosten dorbi, den sütt nehmten wi alles, wat uns vör de Finger keem. Un Mutter künn alle Flicken brucken. Mit dat, wat wi denn erjartert haren, jing et hen noch den Lumpenföhreer.

Sunn Lumpenwojen, dat wer nu wat sehr appetitlich. Dor wer een jroter Sack drupp, dor rin keemen de Lumpen, Dorneben künn een Rist mit de Nemtschwor. Jed jew et nich, et löst sich woll ool nich beräfen, wat dat Tüg wert wer. Lumpensack un Rasten mit dat Schönst wer eens. De Dred von de Lumpen löst ool mang de Wor. Dat jing so ool jor nich annerz. Un nu jewt denn de schönen Bongbongs örreer dat schöne Johannesbrot. Wie hett dat schön schmedt! — — — De Bongbongs woren sunne quoben Steener, as een quode Arrot jrod, küesterten mehrstendeels tohop un woren woll ut Mehl un een bäten Zucker moll. Ob de Lum- penföhreer sich de alleen moll hemm'n, weet id nich, hüt sibw id dat bald, denn utsehn hemm'n se dorsoh. Wier schmedt hemm'n fell!

Wie schön is dat west! Wenn id noch dorbran denken boh, wie wi uns im de Zuckersteener gesträden un jeschacht hemm'n. Denn et künn doch keem von de Dinger jenug kriegen. Bi dat Klewen tridelten denn de Bongbongs noch in'n Dred. Denn wühten se werrer upropt un mit den Sand int Mul stoken, — nu schmedten se erst jood!

Dof dat Johannesbrot wer wat jood! So oft id bi'n Lumpenföhreer wer — un id wer oft dor, in de Soken wer id upn Posten —, also so oft id mi bi sun'n Wogen in- stellte, wenn dat schöne Kläuten to hören wer, id künn mi nich drup besinnen, dat id eenmol anner Johannesbrot kriegen heiw, as sunnt, dat schon modig wer. Id denk mi dat so, dat sich de Lumpenföhreer mol eene Wogenlodung hemm'n kommen loten — früher, as't noch keene Jenboh- jew — un dat eener immer den Rest von den annern läßt hett. Denn stüß künt jor nich sovät Moden jeven. Wier ool dat Johannesbrot wüht äten. Wegschmäten wüht nisch, dor woren doch de Lumpen von Muttern to schwer to erjartern. De Moden un de Modendred wüht utkraft, un denn jingt in den Wogen runner, de in domolig Lied immer holl wer.

Un alles Schöne, wat verschwunnen deist, hett de Po- lizei schuld. So ool hier. Se hett ut Jendungsbrüschichten verboden, Ketwor upn Lumpenwojen to hemm'n, un so is denn de Lumpenföhreer ut de schönen ollen Tieden verschwun- nen. De Nemtschwor jegen Knöp, Nodel, Wand un Ewern lohnte woll nich, denn dorvon haren de Jöhren nisch, un de Mutter's haren keem Lied, mit de poor Kläurester erst noch de Strot to rönnen. Dst hörten de ool woll dat Kläuten nich. Un för uns har dit Kläuten, stüß de herrlichste Musik, nu keenen Wollklang mehr. Dorüm löten wi uns nu bi't Späken nich mehr stören, um Muttern dat to seggen. So schlöp denn dat Jeschäft in.

Schob! Denn för uns Jöhren wer dat een herrlicher! Da west, wenn de Lumpenföhreer staut'le un uns de Zucker- steener un dat Johannesbrot bröchte. Mi schmedt et wirklich hüt noch schön!

F. Was, Schwebt.